

O selige Nacht

Eine Weihnachtsbetrachtung

Von Friedrich Wulf S. J., München

Welche Gedanken mögen uns wohl bewegen, wenn wir in diesem Jahr an der Weihnachtskrippe knien? Werden die seligen Melodien der Kinderjahre den Grund des Herzens noch erreichen? Werden sie die eigentlichen Fragen und die heimlichsten Nöte unseres oft so schwierigen Lebens noch anzurühren vermögen? Ach ja, sie werden uns hinübersingen in ein anderes Land, in ein Land liebender Geborgenheit und tröstlicher Zuversicht. Wird diese Geborgenheit und Zuversicht aber auch wirklich über die Vorhöfe unseres Herzens hinauskommen und in seine innersten Kammern eindringen — und darum nicht nur eine Täuschung unseres so leicht erregbaren Gemütes sein? Wie oft mußten wir schon feststellen, wenn wir ergriffen, gerührt oder auch erzürnt schienen, daß wir nur allzu bald wieder in die alte Dumpfheit und Müdigkeit zurückfielen, als ob unser Herz gar nicht mehr in einem echten Rhythmus schlug, in einem gesunden Auf und Nieder von Freude und Schmerz, von Zuversicht und Sorge, von Geborgenheit und Furcht. Wir wissen es heute schon, wir werden in den Tagen der heiligen Weihnacht auf den jubelnden Gesang der himmlischen Heerscharen voll Sehnsucht lauschen und die innig-zarten Krippenlieder reinen und glühenden Herzens singen, aber je sehnsüchtiger wir hinaus-horchen und je glühender wir die alten Weisen in uns hineinzusingen versuchen, um so weniger will uns die heimliche Furcht verlassen, das alles sei nur der verzweifelte Versuch eines klagenden und blutenden Herzens, sich seiner tiefsten und eigentlichsten Not zu erwehren.

Wir sind ein wenig erschrocken, wenn wir so sprechen, und dennoch ist es so: Es gibt eine Not des heutigen religiösen Menschen, die hat etwas Auswegloses, etwas Verzweifelndes an sich. Sie scheint durch kein Beten und Flehen behoben werden zu können, da die natürlichen Voraussetzungen für ihre Heilung fehlen. Dabei sind es gerade die Besten unter uns, die von ihr befallen werden, diejenigen, die sich ohne Vorbehalt Gott in die Arme werfen und seines Rufes in allem gewärtig sein wollen. Sie fühlen ihr Herz oft wie geteilt und zerrissen von dem Zwiespalt zwischen dem wachsenden Verlangen nach Gott, ihrem seligen Heil, und dem zunehmenden Unvermögen, diesem Gott auf den Straßen ihres Lebens noch zu begegnen, ihn zu fassen und festzuhalten, und gerade darin besteht ihre Not. Ob diese Not durch das Kind in der Krippe noch weggenommen werden kann?

Die äußeren Beschwerden der Zeit, mögen sie auch noch so hart und vielfältig sein, würde man noch gern hinnehmen, wenn einem nur Gott erhalten bliebe, Gott als der selige, unangreifbare Grund des menschlichen Herzens, in den hinein man sich flüchten könnte, wenn die Sturmflut über einem zusammenschlägt, Gott als das inwendige Licht und die Kraft aus der Höhe. Aber gerade dieser Gott der fühlbaren Nähe, dessen Herzschlag man verspürt, in dessen Hände wir unseren Geist zur Nachtzeit befehlen —

wie Deinen Augapfel bewahre uns, in Deine Flügel hülle uns ein —, dieser Gott scheint uns zugleich mit dem Verlust der äußeren Habe, der irdischen Heimat und geliebter Menschen genommen zu sein. Wir haben den Eindruck, als entzöge er sich immer wieder unserem Bemühen, aber in Wirklichkeit ist dieses selbst zu schwach, Ihn durch die bunte Fülle der Eindrücke und Ereignisse in voller Gestalt noch zu sehen, Ihn zu umfassen und festzuhalten. Dagegen scheint auch der Glanz auf dem Angesicht des göttlichen Kindes nichts ausrichten zu können.

Der Kampf um die Notdurft des Lebens, eine auf die Dauer unerträgliche Beschränkung und Einzwängung der persönlichen Sphäre, die nicht endenwollende Unsicherheit und Gefährdung, haben die Kräfte des Menschen verbraucht. Er kann sich der vielen Erregungen, die ihn täglich aufwühlen, seine Gedanken mitreißen und seine Entschlüsse bestimmen, nicht mehr erwehren. Es fehlt ihm die starke Mitte und der bergende Grund und damit die Sammlung und Gelassenheit. Seine Seele ist wie durchlöchert: von allen Seiten fluten die Wasser herein und wieder hinaus. So fühlt er sich wie ein steuerlos gewordenes Schiffswrack in eine immer größere Ferne, Verlorenheit und Einsamkeit hineingetrieben.

In dieser Not drängt es den Menschen um so mehr zu Gott hin. Er sucht ihn mit seinen Blicken hinter den Nebelwänden der Welt, wie man nach einem rettenden Stern Ausschau hält. „Ostende nobis, Domine, faciem tuam et salvi erimus!“ „Herr, zeige uns dein Angesicht, und es wird uns Heil!“ Hin und wieder dringt ein schwacher Strahl seines Lichtes zu uns herüber, und schon der flüchtige Widerschein seiner Herrlichkeit dünkt uns wie Seligkeit. Aber das sind immer nur kurze Augenblicke, die das Dunkel des Alltags noch dunkler und trostloser und seine Ungeborgenheit noch schmerzlicher empfinden lassen. Suchen wir uns in besonderen Zeiten der Andacht aus der Zerstreuung auf Gott hin zu sammeln, so entschwindet er immer wieder unseren Blicken. Das ist die tägliche Erfahrung unseres Betens, das macht unsere Betrachtung oft genug zu einer Stunde der Entsagung und des Opfers. Noch schwerer will es uns gelingen, tagsüber, im Gewoge der Bilder und Stimmen, unser Denken und Reden, unser Arbeiten und Leiden, unsere Begegnungen und Einsamkeiten zu Gott hin zu tragen und dadurch zum Gebet zu machen. Wieviel Mühe haben wir schon darauf verwandt, das immerwährende Gebet, den Wandel in der Gegenwart Gottes, zu erlernen, wieviel ehrliche Anläufe haben wir schon genommen? Ob wir, deren verwundbare Seele dem feindlichen Zugriff jedes Widersachers ausgesetzt ist, hier je zum Ziele kommen? Es scheint fast, als ob Gottes Stimme den Grund unserer Seele nicht mehr erreichte und der Pfeil seiner Liebe die Mitte unseres Herzens nicht mehr trafe, als seien die Tiefen der Seele verschüttet und das Herz verbraucht. Warum bleiben wir sonst so unansprechbar, so unberührt und teilnahmslos, in den Stunden des Gebets ebenso wie in den Gottbegegnungen des werktäglichen Lebens!

Und doch wäre das noch nicht das Schlimmste. Schlimmer ist, daß wir den einfachsten sittlich-religiösen Anforderungen des gewöhnlichen Lebens nicht mehr gewachsen scheinen und darum ein um das andere Mal ver-

sagen. Wir ertragen einander nicht mehr, sind ständig gereizt, unmutig und hart, oder auch nachgiebig, weich und verzagt und lassen es selbst in Dingen fehlen, die schon einem wohlgezogenen Menschen selbstverständlich wären. Da will es uns fast bitter ums Herz werden, wenn wir in der Heiligen Nacht das Wort des Apostels vernehmen: „Erschienen ist die Güte und Menschenfreundlichkeit Gottes, unseres Heilandes“ (Tit 3, 4) — und wenn die Erfüllung der Prophetie verkündet wird: „Ein Kind ward uns geboren, ein Sohn ward uns geschenkt“ (Is 9, 5). Ach ja, wenn wir noch Kinder wären und von keiner Schuld wüßten! So aber reißt der Anblick dieses unschuldigsten aller Kinder die Wunden unseres Herzens nur noch mehr auf. Warum ist das alles so? Manchmal will es uns scheinen, als fielen wir immer mehr zurück, als strafe uns Gott für unsere Versäumnisse; dann aber gibt es wieder Stunden, da liegt alles wie ein schweres, unausweichliches Schicksal auf uns, rätselhaft, ausweglos, eine Mitgift unserer Natur und unserer Zeit. Wer sagt uns die Wahrheit? Gott enthüllt sie uns nicht, und wir können sie nicht enthüllen.

So sind wir denn bettelarm vor Gott geworden, äußerlich und innerlich. Wir können ihm keine Geschenke darbringen, wie die Hirten und Könige es taten; wir können nicht einmal die erhaltenen Wohltaten und Gnadengaben in rechter Weise bewahren. Wie oft haben wir uns schon nach dem Sinn und Nutzen unseres häufigen Sakramentenempfanges gefragt und keine Antwort gewußt. Es kommt uns vor, als ob auch Gott nicht mehr wüßte, wo er mit seiner Gnade ansetzen sollte. Dennoch ist es uns aufgegeben, täglich von neuem den Weg zu Gott zu versuchen — das ist ungefähr auch das einzige, was wir wissen —, unbekümmert darum, wann und auf welche Weise er einmal in Ihn einmünden wird. Vielleicht ist das gerade unser Weg zur Heiligkeit, immerdar mit gänzlich leeren Händen vor Gott zu stehen, alles von seiner Barmherzigkeit erwartend. Vielleicht kann uns nichts gründlicher und schneller von aller Selbstsucht und Selbstherrlichkeit befreien. Wenn es uns gelänge, zu diesem, uns von Gott erteilten Los ein mutiges und freudiges Ja zu sagen, würden wir am Ende in der Leere des Herzens das Kind in der Krippe finden, eingehüllt in die Windeln unserer eigenen Armut. Wäre das nicht eine frohe Botschaft, ähnlich der, wie sie an die Hirten erging: „Seht, ich verkünde euch eine große Freude, die allem Volk zuteil werden soll; heute ist euch in der Stadt Davids der Heiland geboren worden, welcher ist Christus, der Herr!“

Wenn es nur so wäre! Aber es ist kaum zu glauben. Wie sollen wir den Engel der Reinheit und Güte finden können auf den Wegen unserer Schuld? Denn das sagen wir uns doch Tag für Tag: nicht ohne eigene Schuld sind wir in unsere Not hineingeraten, stehen wir als Bettler vor Gott, mit einem ungesammelten und eben darum so leeren Herzen, das die Reichtümer des Himmels verschüttete; das gilt trotz der mannigfachen Verflechtung unseres Seelenlebens ins Vorgegebene, Schicksalhafte und trotz der oftmaligen Herabminderung unserer geistigen Kräfte in den Wogen der täglich über uns hereinbrechenden Flut. Wir wollen nicht zu denen gehören, die das dunkle und höchst rätselhafte Verhältnis von Schuld und Schicksal, unter

dem wir mehr als andere Generationen leiden, zu ihren Gunsten auslegen und darin einen Freibrief für ihre Taten sehen. Wir wollen vielmehr täglich, ohne vor Gott den Anteil unserer Schuld in unserem Lebensschicksal abzuzirkeln und auszumessen, weinend und vertrauend zugleich mit dem Zöllner bekennen: „O Herr, sei mir Sünder gnädig.“

Wenn wir uns so gänzlich losließen vor dem Angesichte des gerechten und barmherzigen Gottes, ohne noch irgendwie auf Eigenes zu pochen, im Verzicht auf den Trost jeder menschlichen Sicherung, dann würden auch wir den Gesang der Engel vernehmen, und dieses Mal nicht nur mit den Ohren eines weichen und wieder schnell abklingenden Gemütes, sondern in der Tiefe des Herzens, gerade in jener äußersten Leere, die uns so abgrundtief und trostlos schien; denn für die Armen und Bettler im Geiste erklang das jubelnde Lied: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden den Menschen des göttlichen Wohlgefallens!“ Mein Gott, was wäre das für eine Stunde — wenn sie uns je zufile —, zu preisen vor allen Nächten der Erde, in Schmerzen geboren, in Tränen getaucht: „O selige Nacht!“ Wie würden nun auf einmal die Worte des Propheten in unser Herz hineinrauschen, wie Wasser in durstiges Land, in jener eigentümlich sehnstigen Melodie der ersten Nokturn der Weihnachtsnacht: „Das Volk, das im Finstern wandelt, schaut ein großes Licht. Die wohnen im dunklen Lande — ein Licht strahlt auf über ihnen ... Ein Kind ward uns geboren, ein Sohn ist uns geschenkt. Die Herrschaft ruhet auf seinen Schultern. ‚Wunder von Ratgeber‘ lautet sein Name, ‚Starker Gott‘, ‚Vater auf ewig‘, ‚Friedensfürst‘. Sein ist die Fülle der Herrschaft. Der Friede nimmt nimmer ein Ende“ (Is 9. 1, 5-6). In solcher nächtlichen Stunde würden wir auch verstehen, was es heißt: „Aus Finsternis hat uns der Herr berufen in sein wunderbares Licht“ (vgl. Kol 1, 13) — und den jubelnden Dank der Kirche: „Durch das Geheimnis der Menschwerdung Deines Wortes ist ein neues Licht der Herrlichkeit aufgestrahlt vor den Augen unseres Geistes, damit wir, Gott nun sichtbar erkennend, durch Ihn zur Liebe des Unsichtbaren hingerissen werden.“

Das wäre wahrlich eine Weihnacht, unsere Weihnacht, Geburt des Gottessohnes im eigenen Herzen — *puer natur est nobis et filius datus est nobis* — „die innigliche Geburt“, von der Tauler einmal spricht, „die alle Tage und alle Augenblicke soll geschehen und geschieht in einer jeglichen guten heiligen Seele“, wenn sie sich in Sammlung und Liebe ihrem gnadenhaften Grunde zukehrt. „In dieser Geburt wird ihr Gott zu eigen und gibt sich ihr also eigen, daß nie kein Ding also eigen ward. Denn die vorgesprochenen Worte sagen: Ein Kind ist uns geboren, und ein Sohn ist uns gegeben. Er ist unser, und ganz unser eigen, und überall eigen, denn er wird allezeit geboren ohne Unterlaß in uns“ (Zit. nach: „Der stumme Jubel“, Bonn 1926, 248). Den gnadenhaften Grund seiner Seele erreicht der Mensch aber nur, wenn er aus sich selber ausgeht, aus allem Eigenen, aus allem selbstsicheren Besitz, dem geistlichen noch mehr als dem weltlichen — denn nirgendwo sucht der fromme Mensch so unbemerkt und eben darum so heillos sich selbst wie in dem tröstenden Wissen um die erworbenen

Gnadenschätze und in dem ängstlichen Festhalten der eigenen Seligkeit. „Wenn zwei sollen eins werden, so muß sich das eine halten leidend, das andere wirkend. Soll mein Auge empfangen Bilder an der Wand, . . . so muß es in sich selbst bloß sein aller Bilder; denn hat es ein einziges Bild in sich, eine einzige Farbe, so sah es niemals eine Farbe; oder hat das Ohr ein Getön, so kann es nicht hören. Welches Ding empfangen soll, das muß eitel ledig sein“ (ebd. 250). Wenn wir also „verleugnen alle Eigenheit des Willens, Begehrens und Wirkens, dann bleibt eine bloße lautere Meinung Gottes und des Seinen, nichts Eignes — in keiner Weise etwas zu sein oder zu werden oder zu gewinnen denn allein Ihm zu sein und Ihm Statt zu geben auf das Höchste und auf das Naheste, daß er seines Werkes und seiner Geburt in dir bekommen möge und von dir an dem ungehindert bleibe“ (ebd.).

Nun fangen wir auf einmal an, unser Schicksal zu begreifen, und was uns zuvor ein Unglück schien, ein schweres und beweinswertes Los, beginnt sich als das große Glück unseres Lebens herauszustellen, als die Möglichkeit, die unserer Generation von Gott gegeben ist. Wir brauchen gar nicht mehr aus uns herauszugehen und das Eigene um Gottes willen zu lassen. Wir sind ja schon längst außer uns, ledig jedes Besitzes, dessen wir uns noch rühmen könnten. Wir brauchen nur einfach Ja zu sagen zu unserem schmerzlichen Unvermögen, Gott zu erreichen und festzuhalten, auch und gerade dann, wenn es mit dem klagenden Unterton der eingestandenen Schuld geschieht, — Ja zu sagen zu dem ständigen und scheinbar unaufhalt-samen Verlieren des so mühsam Errungenen, dann sind wir schon immer bei Gott, dann steigt Er jedes Mal in die Leere unseres Herzens hinab, um darin von neuem geboren zu werden. O selige Nacht, in der wir zitternd und überströmend vor Freude zugleich etwas von dem Geheimnis erleben, das die Engel anbetend verehren, vom Geheimnis der Menschwerdung und Geburt, dem Geheimnis des Abstieges Gottes hinab in die Leere und Hilfsbedürftigkeit eines menschlichen Herzens und eben darin vom Geheimnis der Verwandlung und Verherrlichung dieses Herzens zu göttlichem Adel. Wie Gott einst die Hilflosigkeit eines Kindes und die Armut eines Stalles annahm, so will er auch in ähnlicher Weise unsere Bettelarmut, unter der wir so schmerzlich leiden, zu der seinen machen. Darum ist nun aber auch das Licht in unseren Herzen aufgeleuchtet, ist diese selige Umwandlung der Finsternis in strahlenden Tag möglich geworden. Darum ist unser Dasein allein schon, in der willigen Hinnahme gänzlicher Armut und Entblößung, ein überquellender Reichtum, ein einziger Lobgesang auf den himmlischen Vater, ist unser Gebet, dieses armselige und ungesammelte Gebet eines leeren Herzens, gleich dem durch die Wolken dringenden Gebet des göttlichen Kindes in der Krippe: „Siehe, ich komme, Deinen Willen zu erfüllen, o Gott“ (Hebr 7, 10).

Gibt diese Weihnacht im eigenen Herzen, die täglich erlebte Gottesgeburt, unserem Leben und Schicksal nicht einen erschütternden Ernst, eine Größe und Weite und Erfüllung, die sie aus sich niemals haben könnten? Müßten wir darum in der Armut und Einsamkeit unseres Herzens nicht eindring-

licher spüren, daß Gottes Sohn selbst als Armer und Bittender für uns vor dem himmlischen Vater steht, um unser Heil zu wirken? Als Kind war er nicht nur angewiesen auf die zärtliche Liebe einer Mutter und die umsichtige Sorge seines Nährvaters, sondern sogar auf den Gesang der Engel, die an seiner Statt Gott lobten und priesen und den Hirten die Botschaft von der anbrechenden Erlösung brachten; er selbst konnte noch nichts Großes vollbringen, er mußte zunächst einfach alles mit sich geschehen lassen, ohne sich regen oder etwas bestimmen zu können, er mußte hinnehmen, was Menschen und Engel ihm schenkten. Wird es ihm in unserem Herzen anders ergehen? So laßt uns denn auch täglich in der Leere und Stille unseres Herzens die Frohe Botschaft hören und aufnehmen und wie die Hirten einander zuraunen: „Auf! Wir wollen nach Bethlehem gehen und sehen, was dort geschehen ist, was der Herr uns kundgetan hat!“ Wir werden das Ziel nicht verfehlen, denn wir kennen das verheißene Zeichen: „Ihr werdet ein Kind finden, das in Windeln gewickelt ist und in einer Krippe liegt.“ —

O selige Nacht, in der uns das Geheimnis der Erlösung aufstrahlt! O wahrhaft preiswürdige Armut und Leere des Herzens, die gewürdigt wurden, den Herrn zu beherbergen! Ob da nicht auch wir anfangen zu singen und zu jubelieren in all den bezwingenden Weisen der heiligen Weihnacht? Nun aber so, daß der Grund unseres Herzens schwingt und nicht mehr zur Ruhe kommen will vor lauter Freude? Ja, so wird es sein, wenn wir hineingehen in den Stall, in die Armut und in die Nacht! Wenn wir die leeren Hände ausbreiten, um zu empfangen! Zu empfangen aus dem Reichtum des sich erbarmenden Gottes! O selige Nacht!